

Natur ist dem vieljährigen Vater auch höher anzurechnen, als doch zu seiner Zeit die deutsche Malerei eine mehr als lägerliche Rolle gespielt hat. Wie ja überhaupt in der Zeit am den drei hundertjährigen Krieg als die Kunst in Deutschland darniederlag, so daß alle wirklich Begabten den Rängen der Auswanderung nachgingen und auch die Bestimmung dorthin zu erwarten mußten. Fehlt daher den meisten von ihnen jede nationale Träüblichkeit und Befähigung, so ist die charaktervolle Selbstbehauptung von Des ein Beweis der Kraft einer wirklich großen Persönlichkeit, die denn auch nicht verfehlt hat, auf die letzte Blütezeit der venedigianischen Malerei und besonders auf Piazzetta und Tiepolo einen nachfolgenden segensreichen Einfluß auszuüben.

Bunte Zeitung.

Das Ei des Columbus. Unter der Regierung des Kaisers Joseph von Oesterreich behauptete ein Baron Gallus, eine Methode entdeckt zu haben, durch die man die hierreichreichen Provinzen vor den häufigen Erdbeben bewahren könne. Bei einer Audienz teilte er dann dem Kaiser folgendes ebenfalls geniale — einfahe Verhütungsmittel mit: „Die Stadt Kamorn hat fast jedes Jahr das Unglück, unter Erdbeben zu leiden, die ihr meist großen Schaden zufügen. Das dürfte sich wohl immer wiederholen und könnte eines Tages zum Untergange der Stadt führen. Nun habe ich bemerkt, daß in Mexiko niemals Erdbeben vorgekommen sind oder vorkommen. Da ich jedoch Mexiko in nicht von anderen Ländern unterscheidet, so durch die vielen Pyramiden, so müssen diese Bauwerke ein höheres Schutz gegen Erdbeben sein.“ — Gallus überreichte dabei dem Kaiser eine Skizze, nach der solche Schutzbauten errichtet werden sollten, und haßte die Mittel dazu durch freiwillige Gaben aufbringen zu können. Doch unverständlich und furchtsig, wie die Menschen nun schon einmal sind, haben sie sich bis heute noch nicht entschließen können, mit solchem segensreichen Braumbau in Weidobische Comoros anzufangen. f.

Eine faszinierende Schrift. Das Fitzwilliam-Museum in Cambridge ist um einen ungewöhnlichen Schatz reicher geworden, da es den u. a. durch eine Brauchpublikation bekannten Vater von Isabelle de France erworben hat, der mit seinen 52 Miniaturen zu den schönsten Werken der französischen mittelalterlichen Kunst gehört. Wie der „Cicerone“ in Erinnerung bringt, ist die Handschrift zwischen 1254 und 1270 entstanden. Am 14. September war sie noch im Besitz Karls V. von Frankreich, um dann erst einhundert Jahre später wieder an das Museum zu kommen. In seinem Buch: „Ich habe den größten Schatz erworben, den ich in meinem Leben je besitzen habe. Nach Russins Tod kam sie in den Besitz von Henry Bates Thompson.“

Literatur.

In den bangen Fragen der Gegenwart: „Was werden wir essen, womit werden wir uns kleiden,“ ist nun noch die neue gekommen: „Womit werden wir setzen, loden und beleuchten?“ Die Kochkenntnis hat bereits Tausende von Fabrikern in Küllgelegt, viele Tausende von Arbeitern erwerbslos gemacht. Die Steinlofenförderung ist gewaltig zurückgegangen, oben drein sind jährlich zunächst 20 Millionen Tonnen an unsere ehemaligen Feinde abzuliefern. Da kann einzig der Braunkohlenbergbau aus dem so wichtigen Brennstoff liefern. Was vieler zu seiner Entwidlung braucht, was er leistet, welche gemaltigen Zukunftsaussichten er bietet, wird in der neuesten Nummer 39.8 der „Illustration“ (Verlag J. J. Weber, Leipzig) in einer Reihe von Aufsätzen aus der Feder berühmter Fachleute ausgeführt und durch zahlreiche Abbildungen erläutert: „Verbreitung und Entfaltung der Braunkohle in Deutschland“, „Die Gewinnung der Braunkohle“, „Das Vorkommen der Braunkohle“, der Braunkohle“, „Die chemische Verwertung der Braunkohle“, „Großtaubwerke in Braunkohlengruben“, „Die Bedeutung der Braunkohle im Wirtschaftslieben“. Ein Teil ausführender wirtschaftlicher Zusammenfassung ist sich vor uns auf, und das Studium dieser Aufsätze wird zur selben Lektüre. Darüber hinaus bietet auch dieses Heft wieder eine Fülle geschäftlicher Ab-

bildungen und Artikel sowie einen fünfseitigen Beitrag über den Landshafter Otto Lange unter Vergebung von Gemäldeübergaben.

Der Reichswirtschaftsrat und der Reichswirtschaftsrat haben die ausdrückliche Genehmigung zur Herausgabe des „Feldgrauen“, Beilagen für den Dienstvertrich der Reichswehrtruppen (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg) erteilt. Der Beilagen ist damit das einzige amtlich genehmigte Truppen-Infanteriebuch.

Kolumbien als Überwanderungsland und das dortige Deutschland. Die südamerikanische Republik Kolumbien hat während des Krieges finanziell und wirtschaftlich einen bedeutenden Aufschwung genommen. Alle, die Kolumbien besucht haben, sind voll des Lobes über die Entwicklungsmöglichkeiten dieses an Natur- und Bodenschätzen reichen Landes. Die Zahl der Deutschen ist zwar noch gering. In Spanien, Frankreich und Italien werden jedoch in der Einwanderung an erster Stelle. Der deutschen Sprache werden in Kolumbien etwa 4-5000 Personen mächtig sein. Auswanderer mit Fachkenntnissen und Kapital, geschickte Handwerker, Ingenieure und Techniker werden dort gut vorwärts kommen. Die bekannte Zeitschrift „Ausland und Heimat“ (früher Kolonie und Heimat, Berlin SW. 11, Defauer Straße 33), die bereits Sondernummern über Argentinien, Brasilien, Mexiko, Chile und Peru veröffentlicht hat und solche über Paraguay und andere südamerikanische Staaten vorbereitet, schickt in der letzten erschienenen Sondernummer 51 gemeinverständlich und anregend an der Hand guter Bilder die Gesamtheit der kolumbianischen Verhältnisse. Die Zeitschrift behandelt auch fortlaufend alle wichtigen Auswanderungsfragen und kann als populäre Anführungszeitschrift für Auswanderung und Auslandsstudien allen Auswanderungswilligen bestens empfohlen werden.

Revolutionspreisfragen. Neue Folge, Heft 8. Kann der Sozialismus uns retten? Von Dr. Max Lohsen.

Abgelehnt wird jede Art von Sozialismus, der an die Stelle des völkischen Gesamtwillens die Kleinherrschschaft nur einer Volksklasse (Diktatur des Proletariats) setzt, der auf bloße Materialisierung der Lebensführung, auf kommunale Gleichmacherei oder völkischen, völkischen Internationalismus hinausläuft. Bestimmter wird ein gebildet, naturgemäßer, im Rahmen der Wirtschaftsgesellschaft liegender, im völkischen und vaterländischen Wertensystem der Sozialismus, der vornehmlich ein für das Gedeihen der Nationalwirtschaft erforderliches Maß von Bewegungsfreiheit gewährt und mit der Grundbedingung der Menschen rechnet, wie sie nach tauglichen Erwerbungen wirtschaftlicher Entwicklung selbst und auf absehbare Zeit hinaus fortbestehen wird. Ihren Grundgedanken spricht die Schrift zum Schluß so aus: Durch den Volksgenuß der vereinigten wirtschaftlichen Güter gedachte der heute herrschende Sozialismus insbesondere den großen Massen die Anteilnahme an den geistigen Kulturgütern zu vermitteln. Dem Volksgenuß wird die große Mehrheit unseres Volkes inmitten des Verfalls und des drohenden Unterganges seines nationalen Wirtschaftslebens vorläufig entgegenzusetzen müssen. Aber nicht darf diese Entfaltung zugleich Verzicht heißen auf das Streben und Werden um die besten sittlichen Kulturwerte. Solche sind und bleiben die nationalen Güter und die Berufswertigkeiten. Nur der Sozialismus kann und retten, der diese eigenmächtigen Lebens- und Schaffenswerte, die bei aller unserer Kultur umfassen einen unerschöpflichen Reichtum bedeuten, für die deutsche Nation einsetzt und zur vollen Wirkfamkeit zu entfalten vermag.

Heinrich Heine und **Wilhelm II.** Soeben erschien im Verlag von Gerdters Neudruck, Leipzig ein Schrift von Prof. Heinrich Höpfer, dem Komponisten der „Verjüngten Glocke“, betitelt „Wie ich Wilhelm II. kennen lernte“. Darin gibt der Verfasser ausführliche Aufklärung darüber, wie es kam, daß er beim Kaiserjubiläum in Frankfurt a. M. im Jahre 1903 auf Veranlassung des Kaisers aus dem Preisrichterkollegium entlassen wurde. Wie sich aus dem Schriftwort ergibt, hat er sich in künstlerischen Fragen im Gegensatz zu Wilhelm II. gestellt, weshalb er sich die Ungnade des damaligen Kaisers zuzog. Die Unangelegenheit wurde seinerzeit lebhaft in der Presse erörtert, blieb damals aber aus nachliegenden Gründen unausgeführt.

Zu beziehen durch die **Goethe-Buchhandlung** Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 69, Fernr. 4025.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 6

Donnerstag, den 8. Januar

1920

Guvvor.

Roman von Elizabeth Kuylenstierna-Wenker.

10. Kapitel

„Der König Midas?“

„Ja, der alles daran setzte, um Gold zu gewinnen.“

„Ich setzte mich neben Guvvor und ergreif ihre beiden Hände: „Beruhe meine Worte zu erfassen, Guvvor! Ihr Frauen hat nur ein einziges Ziel. Das habt ihr, Mutter und du, mich gelehrt. Wir Männer haben dagegen zwei Ziele; das eine — es offenbart sich in unseren Heuerungen, unsere Taten und in unserer Willenskraft, ebenso stark wie das andere. Du verleiht, ich meine, meine Absicht; aufwärts und vorwärts muß es gehen um jeden Preis.“

„Auch um den Preis der Liebe?“

„Nein, Guvvor! Aber wenn das Opfer verlangt wird, dann blüht alles nicht, man muß der Jüngerin seiner eigenen Gefühle werden. Du hast vielleicht von dem inbissigen Gott geleert, dessen Wagen, ein neun Stöckwerk hoher und fünfundsiebzig Meter langer Koloss, wenn er auf den Straßen daherkommt, alles gerammt, was ihm in den Weg kommt.“

„Aber der männliche Ehrgeiz gerammt alles?“

„Er nicht, Guvvor, doch gleich darauf nahm er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und küßte sie zärtlich auf die Wangen.“

„Aber, fürchte dich nicht vor dem Triumphwagen des Jüngerin, du hast doch die Macht, und erlühm dich zu den Sieg mit mir teilen, kann er mit Freude machen. Nichts taugt meine Liebe oder mein Glück, dich zu eigen zu haben, zemanen. Du bist meine Prinzessin, Guvvor.“

„Sie schloß die Augen unter seinen Händen und zwang ihre taugend verwundenen Fragen zum Schweigen.“

„Soll ich die Weichen nicht icken?“ fragte sie schließlich schüchtern. Es kam ihr feindlich vor, die Stimmung im Wagen zu oberflächlich konventionellem zu unterbrechen, aber sie küßte, es ging nicht anders.“

„Doch, wenn du es selbst willst.“

„Und du, Alf, was willst du?“

„Etwas heißen, ehe ich zu deiner Mutter gehe.“

„Und du willst mehrere Jahre fortbleiben?“

„Wieviel? Warum?“

„Alf, du weißt, daß du dich auf mich verlassen kannst; aber begreift du denn nicht, wie schwierig es manchmal für mich sein wird, wenn ich nicht offen und frei von unfrei Verlobung leben darf?“

„Weshalb du, wir sollten eine Verlobungsanzeige in die Zeitung legen und Ringe wechseln? So handlich bist du doch wohl nicht, Guvvor?“

„Sie schloß; alle ererbten Ueberlieferungen arbeiteten in ihr.“

„Schließlich sagte sie leise: „Doch, ich glaube, ich bin so kindisch, aber ehe du darum lästest, überlege es dir erst noch etwas, oder sprich mit deiner Mutter darüber, sie verleiht mich in diesem Fall vielleicht besser als du.“

„Wie du willst!“

„Du bist unsicher. Ich set es nicht, liebster Alf! Ich kann nichts für —“

„Nein, du kannst nichts dafür, daß du trotz allem der Erziehung eines engbrüstigen Geschlechts bist. Du hast nicht den Mut, dich in ein Verhältnis hineinzubeben, das nicht eitelteit ist.“

„Sie richtete sich rasch auf; schlanke und elegant stand sie vor ihm.“

„Mein Wort mehr, Alf! Laß mich in aller Ruhe bis morgen darüber nachdenken. Durch indessen mit niemand darüber und berichte mich nicht. Ich hätte gern den ganzen Welt mein Glück gezeigt, und ich glaube auch, wenn man etwas offen und ehrlich ans Tageslicht stellt, so ist es am besten vor Verleumdung geschützt.“

„Seine teuersten Schätze pflegt man zu verbergen,“ bemerkte er. „Die echten Edelsteine liegen tief und fest in der Erde. Der Herrlein ist schwer zu erlangen, und die herrliche Blüte der reinen Blumen entfaltet sich in der Stille der Nacht.“

Mit herabhängenden Armen und gesenktem Kopf stand Guvvor da. Alf ging im Zimmer hin und her; schließlich hielt sie ihn auf und legte ihm ihre Hände auf die Schultern; ihr Blick leuchtete ihm wie Sonnenstrahlen entgegen: „Gottlieb! Dein Wille ist der meinige, ich fühle es. Du beugst mich zwar wohl eigentlich nicht, aber du gibst mir von deiner Kraft und deiner Ueberzeugung; anders kann ich die Liebe nicht verstehen, das weiß ich jetzt. Alles für dich und alles mit dir, so lange ich alles für dich bin!“

Alf zog sie an sich; von seiner Ueberzeugung ward er einen kleinen Anhänger, ein goldenes Schmückchen. Er gab es ihr und sagte: „Wage es ein Schmückchen sein! Ich erhalte es von meiner Mutter, als ich zehn Jahre alt war. Nun soll es dein sein, Guvvor. Es ist zwar kein Ring, aber immerhin ein Symbol. Und siehst du, es hat eine Blasse am Hof.“

Mit strahlenden Augen nahm sie sein Geschenk in Empfang und küßte es zärtlich. Dann küßte sie ihre Hand in die feine und sah sich da, unempfindlich glänzend und verzaubert. Ja, sie würde ihm folgen, zuerst in Gedanken und nach einigen Jahren des Harens Hand in Hand für alle Zeiten.

Alf begleitete Guvvor nach Hause, und diese war froh, als sie bei ihrer Rückkehr niemand zu Hause traf. Graf Guibard hatte die ganze Familie ins Theater eingeladen, aber Guvvor hatte erklärt, sie könne die Schule an diesem Tag nicht verlassen. Diese Abgabe hatte sie sehr genützt, aber sie hatte gedacht, bei ihrer Rückkehr würde die frohe Überraschung wie eine sonnenscheinende Woge über alle hereinfluten. Jetzt war es davon keine Rede. Sie würde sich vielleicht höchstens und unter dem Segel der Verlobungsbahn, von einer Art höchsterlich glücklichem Erlebnis, der Mutter entkrauchen; aber das mußte sie zum Voraus, Verständnis würde sie nicht finden und auch keinen Schutz. Die Baronin würde es ohne weiteres ein unpassendes Verhältnis nennen. Nun, das mußte sie eben ertragen. Guvvor neigte ihre heißen Wangen auf die heißen Rosen herab, die ihr in ihrem kleinen Kammerchen ein Willkommen entgegenkühlten. Ach, jetzt, wo Alf sie küßte ihr gehörte würde alles gut werden!

Neuntes Kapitel. Da draußen.

Alf Walmsberg kam nicht als ein vollkommenes Subjekt nach Amerika. Er hatte Geld genug, sich eine Stellung anzusehen, zu überlegen und zu wählen, und deshalb wurde sein Weg nach dem vorgezeichneten Ziele nicht unklar und führte ihn auch nicht vor dem entgültigen Ziele ab. Im Gegenteil, die Amerikaner sahen bald, daß der neuangeworbene Schwabe mehr Ansehlichkeit hatte als die meisten andern und daß er hart genug hart liegen konnte. Alf, erfahrene Geschäftsmann nannten ihn bewundernd einen „smart boy“ und er bekam Anbieten von Firmen, deren Leiter sonst jeden Eingewanderten mit einem Aufseher und einem „No. Six“ abfertigten. Alf war genötigt hart und energiegel, um „in the bush“ zu passen, und er war kaum erst einen Monat in Chicago, als er auch schon eine gutbezahlte Stelle als erster Werkmeister in einer Fabrik hatte. Und nachdem er dort erst eingelebt war, wurden seine Gedanken und Träume nur zur Triebfeder, die das ununterbrochen arbeitende Fahrrad „Gewinn, Dollar, Dollar und wieder Dollar“ in Schwung setzte. Unter dem Dollarammelein verzog er die Gesichtszüge. Er war gleichsam mit einem Dämpfer über seinem ganzen Wesen und zugleich auch über seinem Verstand nach Amerika gekommen, aber der Ehrgeiz überlebte wie ein



...falle, stehende Nadelstiche alles, was er geordnete. Erst wenn er sich so wieder erholen dürfte, um in seiner Heimat als unabhängiger Mann leben zu können, wollte er zurückkehren, früher nicht, darüber war er sich ganz klar. Er spezialisierte sich schließlich auf Ausdauer, wurde ein starker Wärsenpiegler, verlor indes dabei doch die Nase, die ihm sehr wichtig war und unter den Tausenden von Menschen ihn sehr bekannt machte. Der Mann und nicht, ebensoviele wie die Frauen ihm die Berechnungen und die unaufrichtigsten Klugheit der Telephonkämpfer. Sein Volk gebühete sich daran, gelinden Telephonkämpfer zu werden, um die unaufrichtigsten Klugheit der Telephonkämpfer zu überleben, und wenn die Notwendigkeit sich zeigte, sich mit ihm herumbewegten, zu ihm nur leicht die Schärfer. Er war der Situation, sich mit Klugheit durchzubringen, so vollständig gewachsen, daß er sogar richtige Bedenken auszusprechen vermochte.

Zum letzten Morgen bis zum letzten Abend war er in Tätigkeit, und die letzten Briebe, die er an seine Mutter und Guntor schrieb, schloßen immer mit den Worten: Ich habe keine Zeit mehr."

Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit nahm ihn in Anspruch. Er setzte seine ganze Kraft ein, um sein Ziel zu erreichen, und dabei wurde jede Gefühlsregung zurückgedrängt. Er hatte gelernt, mitten zwischen seinen verschiedenen Beschäftigungen sein Gedächtnis zu beschäftigen und es dann mit Gewissen und Raffinesse hinunterzuschreiben. So sollte er nun auch mit dem Gedächtnis der Vergangenheit, die hervorgerufenen Erinnerungen hinunter, die sich als ein ganz unangenehm bei ihm einstellte, meist wenn er sich die dritte Pflichtaufgabe durchführte. Ein Sonnenstrahl auf dem Schilfstrang, das durch die Bäume der Strandanlagen schimmernde, konnte diese Erinnerungen wecken; oder es erlöste wohl auch gleich ein Auhang! in seiner Seele, wenn er beim Herausstreifen aus einer Wirtschaft, wo er einen Whisky getrunken hatte, einen armen Knecht erblickte, der ihm irgend einen leichtverfügbaren Kratke anbot.

Eines Tages, es war um die Weihnachtszeit, ging er die Montrosestraße hinunter, um über die Weide hinüber in den westlichen Stadtteil zu gelangen; er sah zu dem schneefreudigen Wollentragen empor, die die Straße wie unzählige feine Pfeile durchdrangen. In allen diesen feinen Pfeilen wohnten Menschen, die ihm eben so gleichgültig waren, wie er ihnen. Nicht einer von ihnen war für ihn nur das Bewußtsein, daß er dort zu sein, aber in einzelnen Stunden hätte er doch das Gefühl, er könnte schließlich unter den Augen des Baumstrahles begraben werden.

Vor ihm wanderte ein junger Mann, nicht von vornehmer Herkunft, das lag er gleich. Sie machte er in sich ein wenig angedacht sein, und er war angedacht ein Kontostell. Sie sprach leise und mit zärtlicher Stimme, und da plötzlich fiel in ihm das Herz eine beklemmende Angst auf, eine lebensgefährliche Sehnsucht nach seinem kleinen Kameraden jenseits des Ozeans. Wann würde er im eigenen Heim Weihnachten mit Guntor feiern können? Ja wann? An diesem Abend ging er früher nach Hause als gewöhnlich. Sonst traf er meist in einem Klub mit ein paar einflussreichen Bekannten zusammen, wo dann Diskussionen, spezifische Anreden und ähnliches unermüdlich besprochen wurde.

Im Anfang hatte ihm Guntor lange ausführliche Briefe geschrieben. Alle ihre Entwürfe, ihr ganzes ängstliches und inneres Leben setzte sie ihm mit hingebender und verehrungsvoller Eifenschrift dar; als aber einmal um andere keine immer kürzeren Episteln mit seinem "Ich habe keine Zeit mehr", sah, wurden auch ihre mütterlichst langen Sätze gleich am besten. Und sie gewöhnte sich dadurch einen bestimmten, fast geschäftsmäßig zusammengebrängten Stil an. Kurzweilig vergah sie allerdings immer wieder alle Vorkehr, so oft ihr die schmerzlichen Schlag ihres Herzens deutlich vernahm, machte er seine ganze Selbstbeherrschung aufzubieten, sich eben so zurückzieht, unzugänglich und korrekt wie sonst in all dem Getriebe um sich her zu gehen.

Zu Februar schrieb Guntor: "Mein einzig Geliebter! Wenn Dank für Deinen letzten Brief oder besser gesagt Deinen Briefestell! Aber denke nicht, ich sei mühsamer darüber. Durchaus nicht. - Ich weiß ja, Time is money and money ist die Zukunft, so willst Du es haben - und ich so auch. Ach Du, ich bin mit dem kleinsten Winkeln auf unserer Weltkarte zufrieden, ja mehr als zufrieden; es brauchte nicht größer zu sein als zwei Menschen nötig haben, und vielleicht auch später noch ein weiteres kleines, ge-

hendes Wesen. Aber ich will nicht an die Zukunft denken, die Gegenwart ist herrlich, so lange Deine Briefe nur zwei Stellen enthalten, also warme, gute Stellen; die dein "Meine eigene, geliebte kleine Briefestell" und die andere: "Der Mann" sage mich nicht aus, wenn ich dich nicht, dann den Anfang und den Schluß Deiner Briefe niemals! Ande mag der Inhalt noch so kurz sein, und Du magst auch vergessen, mir die Briefe zu schicken - das vergißt Du in der Zeit oft, aber ich sende die trotzdem eine ganze Duzend, weil, ja weil ich es nicht lassen kann, in Gedanken Deinen geliebten Kopf zwischen meine Hände zu nehmen und ihn an meine Wangen zu lehnen, dann Dein Stirnlicht mich zu beglücken und dich auf die Stirne zu küssen, dich, mein alles auf der Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Der Patient.

Von Art. Martins.

Unvermutet hatte es den lebensfrohen, züchtigen Mann gepackt. Da lag er nun, das Opfer schwerer Infektion, leidend auf dem Schmerzlager, wand und kränkte sich in dem fürchterlichen Kampfe seiner Jahre gegen das schleichende Uebel, wurde zusehends enger und schwächer.

In dem ersten Wochen der Krankheit war er ganz Mitleid gewesen. "Es kann ja nicht lange dauern", hatte er sich bei der ersten Zuerstung der Schmerzen, "so einer wie ich ist nicht unterzünftig. Es muß eben durchgemacht werden, bald bin ich wohl auf." Und dann hatte er ja einen so vorzüglichen Arzt, den glänzendsten seines Landes. Der half ihm sicher über den Berg und machte ihn gesünder als zuvor. Wundblings glaubte er an seines Wertes Kunst.

Aber die Sache zog sich pechlich lange hin. Aus Wochen wurden Monate, aus Monate, Jahre. Es wollte nicht besser mit ihm werden, die Kräfte ließen langsam nach. Da bekam er es allmählich mit der Angst. Die gute Stimmung sank, hob sich zwofeln noch, wenn die Schmerzen einmal nachließen, brach nur einer neuen, heftigen Attacke umsa vorwärtler zusammen.

Er ist unsäglich, und mit ihm litt die junge Frau, die Lebensgefährtin, die Tag und Nacht an seinem Lager stand. Sie hatte seine Qualen, weil sie doch einmal zu ihm gehörte, ganz eins mit ihm, durch das Geschick unlosbar mit ihm verbunden, obgleich sie einander in inneren freud geblichen waren. In der Zeit seines Wohlseins hatte er sie gutmütig, doch völlig verständig geübt. Mit ihrer feinen, zarten, irendbarigen Erziehung schmückte sie ihm das Heim, hiente dazu, seine gesellschaftliche Stellung zu erhöhen, es pafte ihm mit ihr zu prahlen; ihren Geist und ihre edlen Formen, ihre Anmut in Unterhaltung ließ sie über sich erheben, immer ein wenig unbehobelt. Kraftreich in seinen knapp bemessenen Zeitsstunden gern gefallen. Denn er war doch vor allem ein Mann der Arbeit und anstrengender geschäftlicher Tätigkeit.

So wenig er ihr äußerlich gefiel, sie liebte ihn als ihren angekannten Mann und naturlich seinen Beschützer, wider Willen beglie sie sich seinen freiden, lüchtigen und braven Wesen, das sie inagelnd doch wieder belächeln mußte.

Sie hatte oft genug ihm die Erfahrung gemacht, daß Krankheiten kommen und gehen, fand sich auch mit dieser, als sie ausbrach, in ihrer Stellung ab. Bald jedoch übte sie, wie diesmal das eigene, stille, blühende Leben von des Mannes Sichum r. In untergeben wurde. Bedrohlich nagte es an den Wurzeln ihres Daseins. Nun nahm er sie auf einmal ganz für sich in Anspruch und sie konnte nicht los von ihm. Vordem hochgeehrt, umschmeichelt und oft auch gefürchtet, sah sich der Lebende plötzlich vereinsamt. Ein Freund nach dem andern machte sich davon; alle fanden übrigens, er habe sich die Krankheit leichtfertig zugezogen und zweifeln aners holen an seinem Vorkommen. Die vorwurfsvolle Frage, ob er nicht selbst die Schuld an seinem Schicksal trage, behaftigte ihn unablässig und erbitterte ihn maßlos. Er bestritt es natürlich als das Besigste. In allen möglichen, widrigen Umständen suchte er den Grund, nur in sich selber nicht und vor allem in seinem vortrefflichen, weltberühmten Arzt nicht, dessen Rathschläge und Diätregeln er sich schon in den Tagen der Gesundheit auf Tod und Leben verschrieben hatte.

Dieser tolle Heilfunker betraugete das Siechtum eines

Patienten als einen zwar schmerzlichen, aber durchaus unerschütterlichen, und namentlich sehr interessanten Fall, der, abgesehen vom künftigen Gewinn, nur dazu dienen konnte, seinen Ruf und Einfluß überaus zu steigern. Allerdings konnte mit der Kur, die recht eigentlich eine Verdauung war, kein Ansehen, wenn nicht seine ganze Existenz, stehen und fallen. Infolgedessen nahm er sie grünnig ernst. Selbstverständlich würde er den Patienten retten! Nur an Energie, Umsicht und unbegrenztes Beharrungsvermögen war es dabei an und nicht zuletzt darauf, daß der Patient nicht das Vertrauen zu ihm verlor. Die Ernährung mußte hochgehalten werden, damit er nicht vor der Zeit pflichtig zusammenbrach, die Kur etwa gar ausgab und ihn vor die Tür schickte.

Er, der Heilbehelfer, konnte es natürlich allein nicht schaffen. Für den dicken Rest der Patienten waren die Assistenten da. Belegte sie, was die Regel war, so wurden sie geschickt, und im Lauf der Jahre trat der Wechsel immer häufiger ein. Der Patient in seinem angeborenem und nun künstlich aufre gehaltenem Optimismus ließ jeden mit neuer Hoffnung zu kommen, und ließ ihn, wenn es wieder einmal schiefmer wurde, verdrießlich gehen.

Die junge Frau verabschiedete den großen Arzt und seine gefügigen Assistenten. Von jeder hatte sie ihrer Heilmittel mitgebracht; sie ließ sich in ihnen nichts weiter wie eigenartige Quacksalber. Sie wie alter Welt war es klar, daß es mit dem Leben rasche abwärts ging. Schon traten Lähmungs-Symptome auf, die der Patient selber freudig zugab, wolle, Lähmung von einer Art, die - scheinlich zu denken - ein endlos verlängertes, immer qualvolleres Leben auf weitere Jahre hindurch erwarten ließen.

Im Krankenzimmer riefen die Ärzte immer nur ihr Standes "Ja, Kopf hoch, lieber Freund! Immer munter! Siehen ja vorzüglich aus. Nur ein paar Monate noch und Sie sind wieder auf dem Dammel!" Vor der Tür aber steden sie bedenklich die Köpfe zusammen, zuhen die Ärzte und jammen an neue Methoden.

Die Frau war klug und scharfsinnig genug, das Unsinvolle des ganzen Verfahrens zu durchschauen; doch hatte sie nicht die Entschlossenheit, ihm auf eigene Faust ein Ende zu bereiten. Nicht daß sie einem schwerkranken, verdächtigten, hinnen Jahr und Tag gehaltenen Tobestandarten ihr junges Dasein zu nutzlosen Opfern bringen mußte, war das schwerste für sie; sondern der Zwispalt der Seele, in dem alle Kraft der Liebe sich erschöpfte, in dem sie sich abquälte zwischen Mitleid und Widerwillen, in tramp hülen Anlässen zu Selbstvertrauen und halloster Zuerst, an jedem neuen Morgen die harte Wahrheit hinnerwürgte, und am Ende nur noch den einen Wunsch hegte, es möchte lieber heute als morgen der Zusammenbruch erfolgen, damit sie nur nicht länger das entsetzliche Leben mit anzusehen brauche.

In dem ersten, an nennenden Zwanzigsten des eintägig gewordenen Tages, in langem sich löhden Nächten tauchten die Erinnerungsbilder auf, aus jener verdoltenen Zeit, da er noch gesund und stark gewesen und sie noch wußte, was leben heißt, da sie in freiem Willen und Gehehen noch sich selbst abhörte, lachen, tanzen, singen, auch sie: Lieke freute und empfangen konnte. Hatte sie a's Gewähltes dieses Mannes auch nur so neben ihm hergeben, sie freuten sich doch oft genug ihres Zusammenlebens; Freunde und Nachbarn gehen bei ihnen aus und ein, lichte Sonnen strahlte über ihrem Dache, darunter der ruhigen eines ruhigen Schaffens wiederholte und die Pflanzenzartes Eichen wie Mühl zu einem sanft geschwungenen Reigen war.

Nun ist es ihm nicht so von allem als die Gewißheit, daß es gewesen sei und niemals wiederkehren würde. Schönheit und Freude lagen hinter ihr, sie hatte abgelebt und weckte. Der Mann dort drüben, stumpf, hilflos und überreiz, rang immer noch mit seinem Tobesengel und ließ sich nur zu gern einwiegen in der Hoffnung, des Lebens endlich Herr zu werden. Sie aber, mit unerbittlich klarem Blick begabt, wußte sich nicht anders mehr zu helfen, als daß sie über die qualvolle Gegenwart und die noch graufigere Zukunft einen vorüberhellen Schleiher warf und sich zu den verdolbenen Bildern ihrer Vergangenheit flüchtete, schmerzhaft und froh bewegt, daß diese wenigstens ihres Herzens unerschütterliches Bestätigung blieben.

So lernte sie den schwermütigen Zauber der Vergänglichkeits als einen ererbenden Lebens letzten Akt zu schätzen. Immer tiefer in die Welt der Kluft über jenen letzten Spiegel, in dem schwebende Arien und unruhig flirten des verlorren Paars durch d'ander glitzern, herrsch, daß eines Menschen Schicksal die durchdränge und aus ihrem Schattennetz erlöse.

Sie kann und kann: Wie war das damals doch? Wie spielte sich dies und jenes liebe Abenteuer ab? Was für Züge trug der ständige hohe Tummel und das lange stille Glück? In welcher Reihe folgten wohl den unruhigen Amozelen des Beghegens die Genien leuchender Erfüllung?

Sie kann und grübelte und baute auf, erbaute aber Moder und Trümmerhaufen einen lustigen Feempal, wozu nur schlichte, so gleich er kädentes vom verlorenen Leben, das sie in arbeitsbarer Arbeit schickte.

Der Trost des Rückblicks in verfunkenen Welten. . . ja fern und klügerlich zu unserem Herzen hingeblich, vielleicht bist du die eine Gewalt meines Gedankens, auf dem das Gegenwärtige o's schalter Schicksal im Ru erschwebet und das Zukünftige nie zu entwirrenes Verhängnis ist.

Die "Vision eines Heiligen" von Jan Lys.

Eine Neuausgabe der "Vision eines Heiligen" von Jan Lys.

Die wertvollen, von der Generalverwaltung der Preussischen Kunstammlungen in Berlin G. Grote, Berlin herausgegebenen Kunstschrift "Berliner Museen", zu der bisher als Nebeltitel zum Jahrbuch der Preussischen Kunstammlungen erschienenen, "Amlichten Verleite aus den Preussischen Kunstammlungen" erweitert worden sind, um durch kleinere Aufzüge in allgemein verständlicher Form wissenschaftliche Studien und Vorträge über die verdienstvollen Kunstammlungen zu liefern, gibt die Heim von Bode anlässlich der Erwerbung des Lys'schen Gemäldes "Vision eines Heiligen" durch das Berliner Kaiser Friedrich-Museum einen Heberblick über das Leben und die Bedeutung dieses wenig bekannten, eigenartigen Künstlers.

Holt a's biographischen Angaben über das Leben von Jan Lys stammen von dessen Freunde Joachim Sandrart. Nach diesen ist Lys als Deutscher anzusehen, dessen Wiege im Oldenburgischen gestanden hat. In der Zeit um 1699 fällt dieser Künstler, dessen Geburtsjahr in der Zeit um 1699 fällt, heret's damit begonnen, in der Zeit um 1699 seinen Lebenslauf zu erleben, in der er sich dann zu Amsterdam weiter ausgebildet hat. Von Holland, 1709 er von dannen nach Paris, Venedig und Rom und nahm eine ganz andre Manier an. In den Jahren 1723 und 1729 hat Lys mit Sandrart zusammen in Venedig gelebt und gewirkt. Dort ist er auch bald darauf gestorben, und zwar eines grausamen Todes: die Pest hat seinem Leben ein trübes Ende bereitet.

Nicht nur nach, - sondern auch nebenher haben sich nach Bode bei Lys die Einflüsse von Amsterdam, Rom und Venedig geltend gemacht. Die Neuausgabe der Berliner Gemäldeausstellung aber, die "Vision eines Heiligen", von der die genannte Festschrift eine heroerzogene Wideregabe bringt, gehört dem letzten Abschnitt der künstlerischen Entwicklung von Lys an, in der der italienische Einfluß überwog. Bode nennt die "Vision" selbst ein klünes, prächtiges Werk des reifen Barocks, das durch seine hohen malerischen Qualitäten selbst die Hauptwerke eines Caravaggio in den Schatten stellt.

Wenn, wie in vielen Werken von Lys, besonders auch in der "Vision" die ihn von flackerndem Sonnenlicht durchfluteten Wellenballen mufierende Engelsgehalten und die Gestalt eines in ständiger Bewegung in seinen Kräftebild sprühenden Heiligen darstellt, der harte Einfluß Caravaggios vorherrscht, so ist Lys doch keineswegs diesem Einfluß vollständig hingegeben, auch hier, und in noch stärkerem Maße in seinen frühesten Schöpfungen, behauptet sich seine Eigenart, die ihn zum spezifisch deutschen Künstler stempelt. Die Besetzung seiner Herkunft von norddeutschen Deutschen und seiner Bernarndität mit der kaum freilichlichen Malerei